

Olli Jalonen
DIE HIMMELSKUGEL

Roman
OT: Taivaanpallo
Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

544 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
und Lesebändchen

€ 26,- [D] | € 26,90 [A]

ISBN 978-3-86648-609-6

Erscheint am 16. Februar 2021



© Pekka Nieminen

OLLI JALONEN, 1954 in Helsinki geboren, studierte Sozialwissenschaften und hat viele Jahre in Schweden und Irland gelebt und gearbeitet. Er zählt zu den bedeutendsten Autoren Finnlands. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet und in verschiedene Sprachen übersetzt. Für seinen Roman *Die Himmelskugel* erhielt er als erster Autor nach Bo Carpelan zum zweiten Mal den Finlandia-Preis, Finnlands renommiertesten Literaturpreis.

STEFAN MOSTER, geboren 1964 in Mainz, lebt als Autor und Übersetzer in Berlin. Er unterrichtete an den Universitäten München und Helsinki; 2001 erhielt er den Staatlichen finnischen Übersetzerpreis. Unter anderem übertrug er Werke von Petri Tamminen, Rosa Liksom, Selja Ahava und Daniel Katz vom Finnischen ins Deutsche. Bei mare erschienen bisher fünf Romane von Stefan Moster, zuletzt *Alleingang* (2019).

Olli Jalonen

DIE HIMMELSKUGEL

Roman

Aus dem Finnischen
von Stefan Moster

mare

© 2021 by mareverlag, Hamburg
Umschlaggestaltung
Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag
Umschlagabbildung akg-images
Typografie und Satz Iris Farnschläder, mareverlag
Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany



www.mare.de

»Unter Olli Jalonens Händen
wird finnische Literatur zu Weltliteratur –
Die Himmelskugel ist
ein großer Abenteuerroman.«

Helsingin Sanomat

»Der Roman schildert auf faszinierende Weise, wie ein junger Mensch zum selbstständigen und kritischen Denker heranwächst. Seine Erzählweise **vermittelt die Freude am Sehen, Denken und Lernen.**«

Aus der Jurybegründung für die Nominierung zum Finlandia-Preis

»Olli Jalonens *Die Himmelskugel* schildert durch das Heranwachsen eines Jungen einen großen Umbruch des Denkens. Der Roman ist **ein Loblied auf Wissen, Lehren und Wachstum.** (...) Im Lauf der Geschichte nehmen das Wissen und das rationale Denken zu und bieten bessere Möglichkeiten, die Phänomene des Weltalls, die Ereignisse auf der Erde und sogar zwischenmenschliche Beziehungen zu verstehen.«

Aus der Jurybegründung zum Finlandia-Preis

»*Die Himmelskugel* ist brillant geschrieben. **Die Stars in diesem Werk sind die Menschen, nicht die Kometen.**«

Aus der Jurybegründung für die Nominierung zum Runeberg-Preis

»*Die Himmelskugel* ist ein Ideenroman, ein historischer Roman, teilweise auch ein Abenteuer- und Spannungsroman. Es ist **ein kluges und vielschichtiges Buch, das einen lange nicht los-**

lässt. Olli Jalonen leuchtet am Sternenhimmel der finnischen Literatur so hell und einzigartig wie der Halleysche Komet.«

Kouvola Sanomat

»Die glänzende Schilderung eines frühreifen Kindes (...). Sie erzählt von der bedingungslosen und gewissen Berufung zum Wissenschaftler, die schon in der Jugend feststeht.«

Kaleva

»Olli Jalonens fünfzehnter Roman ist **Weltliteratur und mehr als ein Klassiker**. Er ist ein großartiges Werk, das nicht im Literaturkanon verstauben wird, lebendige Literatur, die der Zeit standhalten wird, in die Hände und auf die Nacht- und Schreibtische der Leserinnen und Leser gehört, auf die Leselisten der Gymnasien und über viele kommende Sommer hindurch in Hängematten im Schatten einer Birke. (...) Auch was die **historische Substanz** betrifft, ein **höchst glaubwürdiger und interessanter Roman**. (...) Eine **inspirierende, emotional mitreißende, spannende Geschichte** (...). Jalonen erzählt kunstvoll und befreit.«

Keskipohjanmaa

»Ein glänzender, frappierender Roman.«

Suomen Kuvalehti

»Jalonens Sprache ist **bezaubernd, nachdenklich, rund und schön**. Rhythmus, Wortwahl und Satzbau gehörten zu den Gründen, warum ich beim Lesen nie wusste, ob ich den Roman verschlingen oder so langsam wie möglich lesen soll.«

Hämeen Sanomat

»Das ist Literatur im besten Sinne: Beim Lesen entsteht eine neue Wirklichkeit, die sich erleben und mit Händen greifen lässt. Ich liege dieser großartigen Geschichte zu Füßen. (...) Dieses Werk berührt mich auf vielen Ebenen und hebt unsere Beschränkung durch Zeit, Ort und Umstände auf.«

Tuijata

DAS GROSSE ABENTEUER

Der Übersetzer Stefan Moster über
einen besonderen Roman, für den der Finne
Olli Jalonen als einziger lebender Autor
zum zweiten Mal den Finlandia-Preis erhielt

Im Jahr 1989 reiste der damals fünfunddreißigjährige Olli Jalonen mit dem Postschiff von England nach St. Helena. Die Fahrt dauerte zwei Wochen und hinterließ Spuren, die auch nach dreißig Jahren noch nicht verblasst sind: Sie inspirierte den Autor zu seinem Roman *Die Himmelskugel*, der im 17. Jahrhundert spielt und die Reise, die Olli Jalonen gemacht hat, in umgekehrter Richtung erzählt: Angus, der jugendliche Held, reist unter abenteuerlichen Umständen von St. Helena nach London, um dort in den Dienst des britischen Forschers Edmond Halley zu treten, dem er zuvor bei dessen Besuch auf St. Helena als Helfer gedient hat.

Die reale historische Person des Edmond Halley (1656–1742), den man zumeist mit dem von ihm entdeckten und nach ihm benannten Kometen in Verbindung bringt, war alles andere als ein gewöhnlicher Forscher. Er war ein Wissenschaftler, der sich praktisch für alles auf, unter und über der Erde interessierte und als Astronom, Geophysiker, Meteorologe, Kartograf und nicht zuletzt als Wissenschaftsphilosoph in Erscheinung trat. Als Pionier der Aufklärung versuchte er, durch genaue Messun-

gen, Berechnungen und Systematisierungen Erkenntnisse zu gewinnen, und wagte sich dabei auch auf riskantes Terrain vor, etwa wenn er die Zeitangaben der Bibel zum Alter der Welt einer wissenschaftlichen Überprüfung unterzog.

Olli Jalonen ist für seine Geschichte der Begegnung eines neugierigen Jungen ohne nennenswerte Schulbildung mit einem echten Universalgelehrten völlig zu Recht mit dem renommiertesten Literaturpreis Finnlands ausgezeichnet worden. In Finnland besteht bekanntlich die Neigung, eine Person, die schon einmal mit Lorbeer bedacht worden ist, nicht ein weiteres Mal zu krönen; bis dato war allein Bo Carpelan (1926–2011) zweifacher Träger des Finlandia-Preises. Aber diesmal führte an Jalonen, der den Preis bereits 1990 für den Roman *Isäksi ja tyttäräksi* (»Vater und Tochter werden«) erhalten hatte, kein Weg vorbei, denn *Die Himmelskugel* ist ein literarischer Glücksfall, ein Musterbeispiel für mehrschichtiges, intelligentes Erzählen, das sein Publikum intellektuell wie emotional anspricht, voller Menschlichkeit und leisem Witz, spannend und unterhaltsam ist.

Jalonen lässt seinen Helden selbst erzählen und gibt dadurch zu verstehen, dass er den jungen Kerl, der zu Beginn noch ein Kind ist und sich hauptsächlich autodidaktisch Wissen aneignet, keineswegs für minderwertig, sondern dessen Art zu denken für besonders aufschlussreich hält. Angus will etwas lernen, und jungen Menschen, die lernen wollen, gehört seit jeher die Sympathie des Schriftstellers Olli Jalonen. Er interessiert sich dafür, wie Erkenntnis entsteht, er untersucht, was Neugier bewirkt, er beschäftigt sich damit, welche Wirkung Zuwendung und Vorbild auf junge Menschen haben. Und schließlich stellt er – in aller Diskretion – die Frage, unter welchen Umständen und in welche Richtung sich Wissen und Bewusstsein

nicht bloß des Einzelnen, sondern der ganzen Menschheit entwickeln.

Angus' Neugier wird geweckt, als Edmond Halley St. Helena besucht, um dort Beobachtungen vorzunehmen. Zugleich entsteht eine ebenso problematische wie produktive Dynamik, denn während Halley den Jungen engagiert, um Sterne zu beobachten und Vögel zu zählen, also Datensammlungen zu erstellen, auf deren Grundlage naturwissenschaftliche Schlussfolgerungen gezogen werden können, spannt ihn der protestantische Pfarrer ein, um auf der Insel nach Zeichen dafür zu suchen, dass es sich bei St. Helena um das Paradies aus der Bibel handelt. Durch diese Konstellation macht der Autor den Konflikt zwischen Glauben und Wissenschaft, mithin zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Weltbildern, nicht nur anschaulich, sondern für Leserin und Leser auch spürbar. Man erlebt beim Lesen mit, mit welcher Kreuzsee des Denkens Angus zu tun hat.

Die Herausforderungen vervielfachen sich, als nach der Abreise des englischen Wissenschaftlers Unruhen auf der Insel entstehen und Angus' Familie von Gewalt heimgesucht wird. Nun kommt der Aspekt der Verantwortung ins Spiel, der für alle Bücher Olli Jalonens von zentraler Bedeutung ist: Angus übernimmt den Auftrag, eine Nachricht nach London zu bringen, weil man sich vom klugen und guten Herrn Halley und dessen einflussreichen Freunden Hilfe und Rettung erhofft. Die Schilderung der Seefahrt, die Angus als blinder Passagier antritt, ist ebenso spannend wie grandios und würde allein schon die Lektüre des Buches lohnen.

Die Schiffspassage bringt Angus tatsächlich nach London – und damit in eine neue Welt und in eine neue Zeit, denn hier machen sich bereits erste Anzeichen aufklärerischen Denkens

bemerkbar. Angus kann mit eigenen Augen sehen, wie eine Veränderung des Weltbildes im konkreten Leben ihren Niederschlag findet.

Die Himmelskugel ist Bildungsroman, Abenteuerroman und historischer Roman in einem und wirkt trotz seiner Situierung im 17. Jahrhundert verblüffend relevant. Obwohl es der Autor nicht darauf anlegt, unsere Welt in der Welt von damals zu spiegeln, spürt man beim Lesen, dass das Abenteuer des Jungen von St. Helena auch als Allegorie für unser aller Abenteuer steht: für die geistige Entwicklung der Menschheit, die Entstehung dessen, was wir Aufklärung nennen – mit allen ihren Folgen.

* V *

Die Seiten vom neuen Anfang in London
den ganzen kalten Herbst lang

Darin schwarze Monde in einem
Gesicht vorkommen, Futter für die Schuhe
geschnitten wird und fast alles furcht-
erregend und seltsam ist.

Aber dann ist es nicht mehr ganz so,
weil ich lerne und mich eingewöhne,
und die anderen gewöhnen sich an mich,
und ich lerne, wie ich richtig antworte,
wenn man mich fragt, was die
wahrste Wahrheit und das gewisseste
Ding unter den Dingen ist.

ICH HABE NICHTS ALS MEINE EIGENEN SACHEN, dieselben wie bei der Abfahrt von zu Hause, den Bündelbeutel und die Kleider und fünf Königsmünzen im Saum versteckt, weil ich auf dem Schiff nichts verdient und angesammelt habe. Bei manchen hat sich viel angesammelt, sie haben in den indischen Zwischenhäfen eingekauft und getauscht oder sich in der Back Geld und Messer und Stoffe der anderen als Mitbringsel erspielt.

Die meisten haben ein Zuhause und eine Frau und Kinder, die auf sie warten, oder zumindest sonstige Verwandtschaft, wenn die Frau gestorben ist, während die *Berkeley Castle* auf Fahrt war. Nun kann man auf ihr nicht mehr anheuern.

Obwohl alle gewusst haben, dass man mit ihr nicht mehr weit segeln wird, gerade mal über den Fluss und ein Stück flussabwärts zur Abbauwerft, sind noch beim Hinauffahren der Themse das Deck und sogar die Flanken mit Bürsten geschrubbt worden. Aber das ist nur noch wegen der Disziplin gemacht worden und damit man von den Ufern und den Schiffen im Hafen und den langen, schmalen Flussprahmen aus sieht, dass Sitte und Ordnung gewahrt worden sind und Kapitän Consett sein Schiff bis zum Schluss führt, wie es sich für ein Schiff der Handelskompanie gehört.

Ich habe nicht vor, Merrill und Bootsmann Carmichael zu danken und mich von ihnen zu verabschieden und auch nicht von ein paar anderen, die mich geschlagen oder vor Wut an

Deck umgestoßen haben. Bei den anderen könnte ich es tun (denk daran, Angus, dass nur ein wertvollerer Mensch sich geben kann, als würde er die anderen nicht bemerken, aber wir dürfen das nicht, also denke daran und beuge den Rücken und verneige dich tief und bedanke dich, und denke vor allem besonders genau daran, unserem Wohltäter die Ehre zu erweisen und mehr als allen anderen zu dienen), aber als das Gerenne an Deck bei der Hafeneinfahrt vorbei ist, hat keiner von den Oberen auf dem Schiff mehr Zeit, bei mir stehen zu bleiben. Ich warte zwar und bin bereit, fange sogar an, mich zu bedanken, aber wahrscheinlich mit zu leiser Stimme, weil sie nur, ohne herzuschauen, an mir vorbeilaufen. So als gäbe es mich gar nicht, als hätte es mich nie gegeben.

Immerhin sagen ein paar, mit denen ich gepumpt habe, und der alte Harrison und Stevens und auch andere in aller Eile des Aufbruchs etwas zu mir oder fragen, wie man eben fragt und es höflich ist, wohin die Reise geht und wann die nächste Heuer ansteht, falls man zufällig auf dem gleichen Schiff anmustert. Der alte Harrison wünscht mir Glück und sagt mir den seltsamen Namen seines Heimatdorfs, Noah Hill, und in welcher Richtung es von hier aus liegt und welche Strecke er gehen will, und er sagt auch, wenn du in den nächsten Monaten zufällig in der Gegend bist, dann komm vorbei und erzähl, wie es dir im großen England ergangen ist.

Der alte Harrison trägt und schleift seine Säcke und in Stoffe gewickelten mitgebrachten Waren aus dem Osten an Deck und neben den Vordermast. Wie man mit so einer Menge Sachen zu Fuß gehen kann, überlege ich mir wie etwas Wichtiges, aber ich frage nicht, damit ich keinen dummen Eindruck mache.

Ich muss nicht einmal meinen Abgang quittieren, so wie die anderen ihre Schlussauszahlung mit ihrem Namenszeichen

quittieren, manche schreiben auch ihren Namen, obwohl einem Unerfahrenen dabei die Tinte auf dem weichen Papier verläuft. Es liegt in der Hand und in den Fingerspitzen, wie man die Buchstaben zeichnet. Ich habe im Unterricht beim Herrn Pastor und für mich allein so viel geübt, dass ich es für wer weiß wen und mit unangespitztem Federkiel könnte.

Keiner von den Offizieren gibt mir die Erlaubnis oder den Befehl, zu gehen. Weil niemand etwas sagt, gehe ich einfach irgendwann übers Fallreep an Land.

Die stabilen Planken des Anlegers und das mit harten Vierecken gepflasterte Land dahinter fangen sofort bei den ersten Schritten an zu schwanken. Im Kopf und in den Beinen dreht es sich und schaukelt, der Steg schaukelt, und die Steine hinter dem kurzen Steg zucken und schlagen aus, als hätten sie sich an den Wurzeln gelöst. Ich schaukle nicht, das Land schaukelt, und ich muss mit beiden Händen an der Luft Halt suchen, die Schritte verlangsamen und gleichzeitig so tun, als wäre nichts, als käme man halt bloß von vier Meeren zurück.

Alles ist sofort groß, und die Häuser sind lang und hoch, es gibt sogar dreistöckige Häuser mit Fenstern, und zwischen ihnen und den Hafenspeichern fangen viele Straßen als schmale Schluchten an. Das ganze Land und die Stadt sehen aus wie wirre Kreuze dicht nebeneinander, sodass man in keine andere Richtung als über den Fluss hinweg etwas weiter blicken kann.

Ich kann kein Stück mehr gehen. An Land sind viele Menschen, und sie haben es eilig und Sachen zu tragen. Ich lehne mich an einen großen Holzpoller und versuche, so auszusehen, als wüsste ich sehr gut, was ich tue, als würde ich nur ein bisschen abwarten, bevor ich meinen Weg fortsetze.

Der Steward begleitet die wenigen Passagiere an Land. Man hat sie so gut wie nie gesehen, außer manchmal von ferne an

Deck, beim Spazieren zur Zeit des Sonnenuntergangs. Für die Passagiere gibt es eigene Kabinen auf dem Gang des Kapitäns, und dort und in der Nähe des Salons haben wir nichts verloren. Diejenigen, die aus Indien kommen, erkenne ich am Gesicht, weil sie durch den langen Dienst für die Kompanie braun geworden sind.

Als die zwei Männer, die auf St. Helena an Bord gegangen sind, dicht an mir vorbeigehen, machen sie wie ich schwankende, unsichere Schritte auf dem harten Festland. Darüber lachen sie, und sie reden über zu viele Arrakgros. Als sie so reden, fällt mir bei der Stimme des einen die nächtliche Fahnenversammlung in Ousmans Haus ein und dadurch die Nacht, als man mich in einen Sack steckte und an den Rand des Abgrunds schleifte. Es ist nicht dieselbe kratzende Stimme, aber eine ähnliche, die Stimme des Bruders vielleicht; kann sein, dass sie beide aus dem Sandbuchtal kommen und an dem Teufelswerk beteiligt waren, bei dem Thomas verschleppt wurde.

Ich gehe in kurzem Abstand hinter ihnen her und versuche, noch mehr zu hören. Sie gehen auf eine Herberge am Hafen zu, auf deren Tür das Bild eines Ankers und einer Getreidegarbe angebracht ist. Dort hinein kann ich ihnen nicht folgen, weil man mich hinauswerfen würde.

Sie haben gute Kleider an und sind keine jungen Männer mehr, aber ich kann mich nicht erinnern, sie je auf der Insel gesehen zu haben. Eigentlich müsste ich fast jeden kennen. Der Herr Pastor hat von allen Inselbewohnern die genauen Zählungen und Namen und Geburtstage im schwarzen, in Leder gebundenen Buch der Gemeindemitglieder stehen. Er hat gesagt, dass wir zusammen nicht mehr als ein großes Dorf sind, selbst wenn man die Sklaven mitzählt, und sie werden auch mitgezählt, weil sonst die Bevölkerung nicht wächst und Blackmore,

diese Ratte und dieser Lügner, keine abnehmenden Zahlen nach London schicken will, hat der Herr Pastor gesagt, obwohl meine Mutter den Finger auf die Lippen gelegt hat (ja genau, diese Ratte und dieser Lügner, dieser Beschützer der Sektierer, ich sage nur die Wahrheit, Gott liebt den, der die Wahrheit spricht), erinnere ich mich plötzlich, als würde man den Kopf unter Wasser halten und ihn wieder heben und sich das Salzwasser aus den Augen wischen, weil das Erinnern etwas ist, das seitlich und hinter einem hin und her springt wie ein erschrockenes Kaninchen, und es hat keine ordentliche, feste Zeit, sondern alles vermischt sich.

Obwohl ich nicht von jedem Inselbewohner den Namen weiß, habe ich geglaubt, dass ich alle kenne außer diejenigen, die sich abgeschottet haben. Zumindest am Gesicht und am Gang und an der Größe erkennt man die Menschen. Nur in die Garnison können manchmal mit den Schiffen so viele Neue auf einmal kommen, dass ich mich nicht an jeden sofort erinnere, besonders weil alle die gleichen Soldatenkleider anhaben.

Die zwei müssen zu denjenigen gehören, die ihre Höfe nicht verlassen, sondern ihre Familien vor den anderen versteckt halten, sie kommen auch nicht nach Jamestown in die Kirche, sondern gehen nur in die Gottesdienste des Kaplans. Bis ins Sandbuchtal bin ich nie gegangen, ich weiß nur, dass es so eines am Südufer gibt und dass daneben die Teufelsgarten-Steinhäufen zu hohen Felsen aufragen.

Weil mir nicht sofort etwas anderes einfällt, bleibe ich vor dem Anker & Garbe stehen und warte, aber mir kommen mehr unnütze erinnerte Sachen von daheim in den Sinn, als dass ich wüsste, was ich jetzt tun soll.

Da kommt ein Pferdewagen angefahren, und der Kutscher

geht an mir vorbei hinein. Das Pferd wird nicht angebunden, sondern ein Mädchen, das eine Männerjacke trägt, hält es fest. Als der Kutscher wieder herauskommt, stehe ich so nahe dran, dass ich ihn *Berkeley Castle* sagen höre. Das Mädchen dreht sich in Richtung Anlegestege um, aber der Mann schaut mich an und fragt mich etwas, das ich nicht verstehe.

Verzeihung, Herr, antworte ich.

Der Mann fängt an zu lachen und schlägt die Hände vor der Brust zusammen wie ein Schwachsinniger. Auch das Mädchen fängt an zu lachen und schaut mich an, als wäre ich seltsam, obwohl sie es sind. Ich wende mich ab und stehe so da, als hätte ich etwas zu tun und würde darauf warten, abgeholt zu werden.

Zum Glück fahren sie zum Steg neben der *Berkeley Castle*. Ich kann noch immer nichts tun und bleibe bloß, wo ich bin. Wenn man in sich selbst sein darf, weiß man, was man als Nächstes tut, aber wenn man so lose ist und nirgends, weiß man es nicht.

Als der Kutscher und das Mädchen die Sachen vom Schiff zum Wagen getragen haben, kommen sie an dieselbe Stelle vor der Kneipe zurück. Ich habe mich kein bisschen bewegt und noch immer dasselbe schwere Gefühl in den Beinen. Der Kutscher lässt das Pferd durch ein Schnalzen rückwärtsgehen, überlässt dann dem Mädchen die Zügel und springt ab.

Sag noch einmal – genau so viel verstehe ich von dem, was er sagt.

Verzeihung, Herr, was?, sage ich.

Der Kutscher klatscht nicht in die Hände, sondern tätschelt mir leicht die Schulter, lacht aber genauso wie vorher.

Gut, gut, so viel verstehe ich, aber er sagt noch mehr. Das kann nicht Englisch sein, irgendeine andere Sprache, aber dazwischen ein bisschen Englisch, und wenn ich es verstehen würde, vielleicht sogar viel.

Als der Kutscher hineingeht, fängt das Mädchen an, mit mir zu reden, und ich verstehe es ebenso schlecht. Als wäre ich dumm und könnte nichts, so fühle ich mich, und das ist noch schlimmer, als dass ich nicht weiß, wo ich bin und was ich als Nächstes tun soll. Ich kann nicht stumm bleiben wie Adam, mir hat niemand auf den Hals geschlagen.

Ich sage Islington. Das ist die Adresse der Briefe von Herrn Halley. Das Mädchen hält oben auf dem Kutschbock inne und versucht, genauer zu hören.

Islington, sage ich noch einmal und zeige mit dem Finger in eine Richtung.

Das Mädchen schwenkt den Kopf und ihre Haare von einer Seite zur anderen und sagt vielleicht Islington, aber auf andere Art, und zeigt mit dem Finger, wie ich es getan habe, aber auf diese Seite des Flusses, und irgendwie verstehe ich am Schnicken des Fingers, dass es weit weg ist.

Islington, sage ich zum dritten Mal. Das Mädchen nickt und senkt die Hand und zeigt nicht mehr die Richtung.

Ich fasse so weit Mut, dass ich an den Wagen herangehe. Die Gepäckstücke sind noch nicht abgedeckt, aber eine Regendecke aus Leder liegt schon zusammengerollt daneben bereit. An einer schmalen Kiste ganz außen hängt ein Namensschild.

Ich denke viele Sachen hintereinander, zuerst, dass ich hier besser lesen als das Reden verstehen kann, dann, dass das Mädchen die ganze Zeit schaut, was ich mir von ihrer Ladung anschau, und aufpasst, dass ich nicht versuche, etwas zu stehen, dann, dass auf dem Namensschild aus Holz der Name des Kaplans geschrieben steht, dass ich aber den Kaplan seit Afrika nicht mehr gesehen habe, sodass er auf dem Schiff geblieben sein muss, aber dann bin ich mir auch dessen nicht mehr sicher. Über den Kaplan hat der Herr Pastor auf seine Gedäch-

nisblätter Worte der Warnung geschrieben, dass sich die heimlichen Katholiken im Dunkeln versammeln, und ich denke, dass sie sich vielleicht jetzt im verdunkelten Salon auf dem Schiff versammelt haben.

MAN KANN WOHL AUCH SO LEBEN, wie sie es tun, obwohl ich nicht verstehe, warum sie sich einer neben dem anderen und in den Häusern übereinander angesiedelt haben und wovon sie leben, denn ich habe kein einziges Feld gesehen, Schweine schon und Schafe, aber in erbärmlich kleinen Pferchen in Hinterhöfen und auf Grasflecken zwischen den Häusern.

Gleich am Anfang lerne ich, dass man nicht hinstarren soll. Hinter jeder Ecke kann einem wer weiß was begegnen. Nachdem ich vom Anker & Garbe weggegangen bin, habe ich sofort ein rußig schwarz verbranntes Haus gesehen, in dem trotzdem gewohnt wird, mit an den Seiten verkohlten, bloß einen Fuß hohen Wänden, schwarzen Pfählen und einer einfachen Überdachung darüber. Ich bin stehen geblieben, um es mir anzusehen. Mitten in der Ruine ist ein aus Steinen aufgeschichteter Herd zu sehen gewesen, wo aus dem Seitenloch Feuer gelodert und oben Rauch aufgestiegen ist, und in dessen Wärme haben Kinder und Erwachsene unter Jacken und Sackstoffen gesessen und gelegen und haben angefangen zu rufen, aber die Worte, die sie nach mir gerufen haben, habe ich nicht gekannt.

Ich habe davonrennen müssen, weil zwei Jungen, vielleicht in meinem Alter, aus der Ruine auf die Straße vor mir gekommen sind und versucht haben, mich einzuholen. Obwohl ich den Bündelbeutel auf der Schulter trage, habe ich sofort vor ihnen wegrennen können, ich habe noch immer die Beine eines

Laufhundes, die sind mir auf dem Schiff ganz sicher nicht verloren gegangen.

Lange habe ich zuerst um jede Ecke geblickt, ob die beiden nicht eine geheime Abkürzung genommen haben, weil es im Labyrinth der Häuser und inmitten der Straßenkreuze davon jede Menge geben kann. Die anderen hier kennen sie bestimmt, so wie ich alle plötzlichen Senken der Bergrücken und die Trampelpfade der Tiere im Dickicht gekannt habe.

Hier weiß ich gar nichts. Ich kann nicht einmal Fremde ansprechen und nach dem Weg fragen. Auf der Insel ist fast niemand ganz fremd gewesen, ich habe fast von jedem gewusst, wer er ist und wo er wohnt. Meine Mutter hat mich gelehrt, dass man nicht von sich aus Erwachsene anspricht. Obwohl es jetzt nötig und wichtig wäre, schaffe ich es lange nicht, jemanden zu fragen, weil die Wenigsten so aussehen, als würden sie stehen bleiben und zuhören, und ich weiß auch nicht, wie ich richtig fragen soll. Herrn Halley kennen nicht alle, das habe ich schon verstanden, als ich gleich auf dem ersten Marktplatz mehr Menschen gesehen habe, als es auf unserer Insel gibt, und alle Leute aus dem Kapellental würden in ein langes Backsteinhaus passen, in dem die Wohnungen nebeneinander und übereinander sind und wo über der Straße nasse Wäsche und Häute zum Auslüften hängen.

Das Gehen geht in die Füße, und man erkennt nicht alle scharfen Splitter im sonstigen Schmutz, sodass sie sich schlimmer in die Haut bohren, weil Straßenstein darunter ist. Es ist kein Wunder, dass auch bei meinem Vater die Sohlen anfangen zu bluten, als er von hinter Dartmoor hierherkam. Ich weiß nicht, wo das ist, aber Ann hat gesagt, so weit weg, dass ein Mann mit gewöhnlicher Kraft die Strecke nicht zu Fuß gehen kann.

Falls es diese Straßen damals schon gab, ist mein Vater vielleicht auf ihnen gegangen. Wenn einem so ein Gedanke in den Sinn kommt, ist das, als würde ihn jemand aussprechen. Immer wieder habe ich das Gefühl, dass ich einen anderen Sprecher im Kopf habe. Obwohl ich müde werde, habe ich die Kraft, über alles Mögliche nachzudenken, sodass ich nicht nur ziellos herumlaufe. Ich versuche, in eine bestimmte Richtung weiterzugehen, aber das ist viel schwerer als an offenen Stellen, weil man hier auf einen Blick nur die Mauern der Häuser und ein kurzes Stück Straße zwischen den Häusern sieht.

Dann bin ich gezwungen zu fragen, weil ich nicht bis in den Abend weitergehen kann, also fange ich an zu fragen, obwohl ich Angst habe. Ich versuche, mir von den entgegenkommen den Männern solche auszusuchen, die es nicht zu eilig haben und nicht zu feine Kleider tragen, aber auch keine schlechten, denn bei den Höheren traue ich mich nicht, aber nach allem, was ich bisher in der Stadt gehört habe, kann es sein, dass ich daraus, wie Arbeiter sprechen, überhaupt nicht schlau werde.

Ich kann nicht anders, als höflich anzufangen, und dann sage ich Islington, weil das auch die Tochter des Kutschers verstanden hat. Der Erste, den ich frage, geht, ohne zu antworten, vorbei, der Zweite versteht mich zuerst nicht, aber ich sage es noch einmal mit lauterer Stimme.

Isle o' Linton, sagt der Mann, oder er meint einen anderen Ort, es kann nicht derselbe und richtige sein. Ich erzähle ihm, dass ich Herrn Halley suche, der nach Islington gezogen ist, aber zuvor in der Winchesterstraße gewohnt hat.

Herr Halley aus der Winchesterstraße, sagt der Mann sofort, als würde er Herrn Halley gut kennen, und fragt mich, ob ich es nicht weiß.

Was?

Dass der Leichnam von Herrn Halley im Frühling in Stroud, in der Nähe von Rochester, gefunden wurde. Ich kenne die Gegend dort, sagt der Mann.

Mir wird ganz und gar kalt, und ich gucke nur.

Er war ein berühmter Kaufmann und der einzig richtige Seifenfabrikant, man fand ihn im Uferschlick des Medwayflusses, nackt ausgezogen. Das war ein trostloser Fall, es ist gefährlich, im Dunkeln herumzulaufen, er wurde ausgeraubt und ermordet, ein Auge hat man ihm ausgestochen, redet der Mann immer mehr zu mir.

Ich weiß nicht, ob es derselbe ist, kann ich zwischendrin sagen, weil Herr Halley kein Kaufmann ist und jedenfalls keine Seifen fabrizieren kann, weil er von der Universität Oxford kommt und Sternbeobachter ist, aber das sage ich nicht.

Doch, ich glaube, er ist es, weil in der Winchesterstraße nicht viele Halleys wohnen können, sagt der Mann.

Aber er wohnt da nicht mehr, er wohnt in Islington.

Der Mann wiederholt Islington, und jetzt nicht mehr Isle o' Linton.

Bitte in Gottes Namen darum, dass es nicht derselbe Halley ist, obwohl er es sein dürfte, armer Junge, sagt er, zeigt aber in die Richtung zwischen den Häusern hindurch. Es ist fast die ganz andere Richtung als die, in die ich zu gehen versucht habe, sodass es sein kann, dass ich schon daran vorbei bin und umkehren muss.

Woran erkennt man, dass es Islington ist?

Du erkennst es nur daran, dass dort neue, vornehme Häuser stehen, oder du kannst es auch daran erkennen, dass, wenn du aus Versehen daran vorbei nach Norden gehst, nur noch Kühe auf der Weide und Felder kommen, sagt der Mann und fragt noch, ob ich weiß, wo Norden ist.

Ich blicke zum Himmel über der Straßenkluft und kann am Licht hinter den Wolken ungefähr erkennen, wo die Sonne am höchsten gestanden hat, und zeige mit der Hand in die Gegenrichtung.

So dumm bist du gar nicht. Kommst du vom Meer?, sagt der Mann und geht weiter, und ich bleibe zurück.

Nachdem ich noch eine Stunde oder länger gegangen bin, plagt mich wieder schlimm der Hunger, aber im Beutel sind keine Schiffszwiebäcke mehr, obwohl ich auf dem Schiff versucht habe, immer einen oder zwei auf einmal zu verstecken und aufzusparen. Wenn man daran knabbert und sie mit Wasser aus dem Lägel und mit Spucke im Mund befeuchtet, kann man schon mit wenigen für kurze Zeit den Magen füllen, aber bis in die Beine reicht es nicht richtig. Darum bekommt man von ihnen keine Kraft, weil sie dünne Nahrung sind, wenn auch am Anfang noch so hart, aber beim Kauen werden sie schon im Mund zu Brei.

Soviel ich daheim auch gerannt und über die Uferfelsen gelaufen bin, habe ich es immer geschafft, in Bewegung zu bleiben, bis es dunkel wurde, aber hier ist das überhaupt nicht so. Entweder hat mir der lange Aufenthalt auf dem Schiff die Kräfte geraubt, oder die Straßensteine und die Gruben und der Morast und der ganze Betrieb ringsum machen auf andere Art müde.

Als ich das Gefühl habe, nicht mehr viel weiter zu können, und der Hunger im Magen wehtut, bleibe ich an einer stillen Stelle am Rand einer Straßenschlucht stehen. Mit der Messerspitze trenne ich den doppelten Hemdsaum ein Stück auf, sodass ich eine Sechs-Penny-Münze aus ihrem Versteck holen kann, und mit der in der Hand gehe ich weiter, aber trotzdem

die ganze Zeit in Richtung Islington, damit keine einzige zusätzliche Runde mehr hinzukommt.

Neben dem schon leeren Markt gibt es ein kurzes und schmales Stück Straße, in dem Frauen noch Brot und Spitze verkaufen und Männer alles mögliche andere. Dort muss man sehen, wo man bleibt, das höre und sehe ich sofort, und darum schaue ich mir im Vorbeigehen zuerst jeden Händler genau an und was in jedem Korb, auf jedem Tablett und in jeder geöffneten Kiste ist. Meinen Bündelbeutel habe ich nach vorne geschoben, wo er sicher hängt, und die Münze halte ich in der Faust.

Als ich mir eine freundlich aussehende Frau ausgesucht habe, frage ich sie, was ein Gerstenbrot kostet. Die Frau entgegnet etwas, von dem ich den Anfang verstehe. Ein großes, gebe ich zur Antwort, und im Mund läuft mir schon das Wasser zusammen.

Ich zeige mit der Hand, wie viel ich will, und die Frau schneidet von einem ganzen Brot etwas weniger als die Hälfte ab. Ich gebe ihr meine sechs Pence und warte auf das Rückgeld, die Frau zeigt auf ein anderes Brot, weiß und mit schöner Rinde, oben mit Mehlstreifen verziert, ich schüttele den Kopf, die Frau holt unter einem Tuch von einer Käsestange abgeschnittene Scheiben und auch dickere Stücke hervor. Ich muss Spucke schlucken und frage, wie viel man für einen Penny bekommt. Die ganze Zeit passe ich auf, dass die Frau nicht versucht, meine Münze zu verstecken, und anfängt zu lügen, ich bin bereit, mich zu verteidigen, aber sie versteckt sie nicht, sondern schiebt zwei ziemlich dicke Scheiben Käse näher an mich heran. Ich zeige mit der Hand, dass das alles ist. Die Frau gibt mir drei kleine Penny-Münzen aus ihrem Geldbeutel zurück.

Danke, Frau, sage ich, wie es höflich ist. Sie lächelt schön und gibt mir noch eine halbe Scheibe Käse hinzu.

Sobald ich aus der Händlergasse hinaus- und vom Gedränge weggekommen bin, esse ich die zweieinhalb Scheiben ganz auf. Der Käse schmeckt anders als daheim, ist aber gut, und von ihm fließt mir sofort Kraft in die Beine. Vom Gerstenbrot schneide ich mit dem Messer einige Bissen ab und kaue sie auf dem Weg nach Islington.

Die Richtung ist die richtige geblieben. Weil ich das Essen-kaufen überstanden habe, ist auch das Fragen nicht mehr so schwer. Ich schaue trotzdem genau, wen, aber dann frage ich einfach.

Denke bei den Londonern daran, dass du höflicher bist als jeder andere, hat meine Mutter mir als Rat vor dem Abreisetag gesagt (und neige den Kopf, wenn Herren kommen, aber sei genauso zu den Damen höflich und verneige dich, weil sie mit ihren Männern reden und aus der Küche Essen geben. Halte dein Gesicht hell, Gus, denn so etwas gefällt den Höheren, dass es keinen Kummer und kein Klagen gibt, von meinen Dienstmädchenstellen her weiß ich, dass sie Freude und Gesundheit um sich herum wollen, ich weiß das besser als unser lieber Pastor Martin, auch er kennt London, aber er kennt die Herrschaften dort nicht genau, weil er nie in London gewohnt hat, aber ich habe allein gewohnt, und dann wohnten wir dort, bis alles rundum brannte und wir in die Themse waten mussten, da konnte man nicht sagen, die Kleider werden nass und vom Schlamm schmutzig. Dein Vater trug Ann auf den Schultern, das Wasser am Ufer war warm wie gemolkene Milch, roch aber nach Mist. Boote und Flöße fuhren ans andere Ufer, weil Feuer das Wasser nicht besiegt. Und bei uns ist gar nicht so viel verbrannt, weil wir noch nicht so viel zusammengebracht hatten, bei den Nachbarn mehr, sie hatten unverrückbare Betten und schwere Erbschränke. Dort fährst du hin, mein kleiner Gus,

dort gibt es jetzt Häuser aus Stein, ich habe gehört, dass viel neu gemacht worden ist anstelle des Vorigen. Es ist bestimmt nicht mehr dieselbe Stadt).

Ich frage immer höflich. Höflichkeit heißt, dass man höflich anfängt und zuerst die Augen senkt, dann aber gerade hinschaut. Wenn man gefragt hat, hört man mit leicht gebeugtem oder geneigtem Kopf zu. Man unterbricht kein einziges Mal. Dann bedankt man sich, auch wenn man aus den Worten nicht schlau geworden ist, weil derjenige, den man fragt, bestimmt weiß, was er gesagt hat.

Wenn man viele fragt, wird man am Ende immer schlau. Man kann nicht so fragen, dass der Vorige sieht, dass man sofort den Nächsten fragt. Das ist nicht höflich und entspricht nicht den guten Sitten.

ALS ALLES ALLMÄHLICH wenigstens ein bisschen ruhiger wird, ahne ich, dass ich bis hinter den Stadtrand gegangen bin. Genau hier fängt Islington vielleicht an, weil auch der Letzte, den ich nach der Richtung gefragt habe, hierhergezeigt hat. Die Häuser sind neu und prächtig, so wie es der Mann, der von Herrn Halleys Tod erzählte, gesagt hat. Es werden noch mehr davon gebaut. Gebrannte Ziegel und große Haufen gebrochene Steine liegen für den nächsten Morgen bereit, und auf ihnen warten Tragehölzer und Bahren. Es riecht nach frischem Mörtel und Rauch. Zwischen den großen Grundstücken ist leer gerupftes Weideland und von Schafen abgefressenes Gebüsch übrig geblieben.

Ich weiß nicht, wie lange ich vom Hafenanleger aus gegangen bin, aber von dort, wo ich zuletzt die Themse gesehen habe, können es auf geradem Weg nicht mehr als eine Meile oder zwei gewesen sein. Mitten in der Stadt sind die Strecken anders, das habe ich schon gelernt, auf geradem Weg kommt man nicht voran, und es dauert immer länger, als die Strecke lang ist. Auf der Insel kann man immer in eine Richtung weitergehen, wenn man die größten Steine umgeht, nur die schlimmsten Abhänge und senkrechten Felsen sind als Hindernisse so groß, dass man einen weiten Bogen um sie herum machen muss, aber weil in London die Häuser aneinanderkleben wie eine Wand und man nur auf den Straßen vorankommt, kann man die Richtung nicht halten, sondern muss wie die anderen so gehen,

wie man eben durch die Viertel kommt, und darum stößt man ständig auf Ecken und kann nicht weit sehen.

Weiter abseits hat man auf den geraden Straßen einen weiteren Blick nach vorn, obwohl dort die Bäume höher sind. Es sind nur zum Teil die gleichen wie zu Hause, auch die Vögel, die sind hier einfarbiger und langsamer. Hunde laufen in Rudeln über die Brachflächen, und Katzen jagen geduckt an den Hauswänden nach ihrem Fressen. So ist alles ein bisschen ähnlich, aber anders und viel größer.

Wenn man nicht sicher weiß, was als Nächstes passiert und was hinter der nächsten Ecke liegt, kann man nicht planen, wie man selbst dort ankommt. Darum hat man das Gefühl, man würde sich treiben oder mit verbundenen Augen führen lassen. Man muss auf der Hut sein und dauernd ein bisschen den Bauch anspannen. Ich blicke mich zu oft um. Weil es von allem so viel gibt, bräuchte man viel Zeit, um alles bedenken zu können.

Daheim ist der September nicht so wie hier. Im Gebetbuch des Herrn Pastors habe ich gelesen, dass nach der Ernte der Herbst beginnt und man sich dann in seinen Gebeten bedankt und auf die Ankunft des Winters vorbereitet. War der Bauer im Sommer fleißig, belohnt Gott ihn mit der Ruhe des Winters. Meine Mutter hat vom Winter in England erzählt, dass er etwas ist, was es daheim nie geben kann, alles ringsum wird still, kein einziger Vogel singt, und auf der Erde kann sich eine zweite, härtere Kruste bilden.

Inzwischen wissen die Leute mir den Weg bis ans Ziel zu beschreiben, denn hier ist Herr Halley bereits bekannt. Bis zu seinem Haus ist es überhaupt nicht mehr weit, und dann sehe ich es auch schon, ich weiß sofort, dass es das richtige ist.

Man hat auf das Dach einen Verschlag mit geradem Boden

gesetzt, und dort sieht man zugedeckte Instrumente unter einem Schutzdach. Obwohl sie in ihren Schutzhüllen stecken, errate ich, was es für welche sind. Das Leder wölbt sich über dem Ring eines Sextanten, und der kleinere Beutel enthält vielleicht einen Quadranten. Das Fernrohr reicht weit aufs Dach hinaus, aber ich weiß nicht, ob es dasselbe 24-Fuß-Fernrohr von damals ist, weil es hier noch größer aussieht, sodass es auch ein neues sein kann.

Das Haus ist ein vornehmes großes Haus aus roten Ziegeln. Das oberste Stockwerk und der Sternturm auf dem Dach heben sich vom leeren Himmel ab wie das Erhabene vom gewöhnlichen Leben. Alle Bäume auf dem Grundstück sind gefällt worden, sodass der Garten ein offenes Gelände und der Himmel bestimmt bis zum Horizont zu sehen ist.

Ich bin so aufgeregt, dass ich auf das leere Grundstück nebenan gehen und versteckt meinen Darm entleeren muss. Mein Magen krampft sich so stark zusammen, dass ich es nicht an einen besseren Ort schaffe, sondern nur versuche, zwischen den niedrigen Büschen eine Stelle zu finden, wo man mich von der Straße und von den Fenstern aus nicht sieht.

Hier haben alle neuen Häuser Fenster aus Glas, und durch die könnte man mich leicht kauern sehen, aber ich halte mich möglichst niedrig und bedecke mich zwischen den abgefressenen Büschen, bis der Schmerz im Bauch nachlässt. Es ist seltsam, dass ich so aufgeregt bin, obwohl ich meine Ankunft bei Herrn Halley wer weiß wie oft vor mir gesehen habe, und jedes Mal ist alles gut gegangen.

Ich bin ein zweifacher Bote, und ich habe es geschafft, beide Briefe ans Ziel zu bringen. Der vorm Nasswerden geschützte Brief ist in den Kleidern eingenäht, und derselbe wichtige Nachrichtenbrief steckt zusätzlich in mir drin. Ich könnte die

Botschaft jederzeit laut aufsagen, selbst wenn man mich mitten in der dunklen Nacht aufwecken würde.

Nachdem ich mich mit Blättern gesäubert habe, gehe ich hin. Herrn Halleys Haus hat eine Vordertür und eine Hintertür und an der Seite noch eine schmale Tür zu Vorratskammer oder Küche.

Wenn ich an der Hintertür klopfe, kann es sein, dass einer von den Bediensteten aufmachen kommt, und bestimmt ist es auch so, denn die Herrschaften Halley müssen viele davon haben. Aber wenn ein Diener aufmacht, verstehe ich vielleicht nicht, was er sagt. Darum ist es besser, zur Vordertür zu gehen, auch wenn es höflicher wäre, zur Hintertür zu gehen.

Sobald ich mich entschieden habe, betrete ich den Hof, steige die Steintreppe an der Vordertür hinauf und klopfe mit einer kleinen Metallkeule an das verzierte Paneel der Tür.

Ich bin sogar dafür bereit, dass Frau Halley aufmachen kommt. Von der Heirat hat Herr Halley in seinem Brief geschrieben. Ich habe noch kein zweites Mal geklopft, als man drinnen Schritte hört. Ich nehme eine höfliche Haltung ein und senke den Kopf, schaue aber trotzdem hoch, damit man mich nicht für einen Bettler hält.

Guten Tag, Frau Halley, Verzeihung, dass ich störe, aber dürfte ich vielleicht den Magister und Astronomen Herrn Halley sprechen, sage ich sofort alles so auf, wie ich es geübt habe, aber zu schnell.

Die Frau sieht mich an und versucht, mich zu hören oder zu verstehen.

Wer bist du denn?

Angus, der Sohn von Totholz-Steven aus dem Kapellental im Untertal, eigentlich fast aus Jamestown, von St. Helena also.

St. Helena? Das wiederholt die Frau.

Ja, ich bin in St. Helena zu Hause, komme aber jetzt von der Berkeley Castle im Hafen, und ich habe einen Brief und eine Botschaft an Herrn Halley zu überbringen.

Herr Halley ist nicht zu Hause. Ich hole Frau Halley, sagt die Frau und drückt die Tür vor mir zu.

Ich bleibe auf dem breiten Treppenabsatz stehen, mir ist heiß, und ich denke, dass ich einen schlimmen Höflichkeitsfehler begangen habe, weil ich die Dienerin für Frau Halley gehalten habe, aber an den Kleidern konnte man es nicht erkennen, also ist sie vielleicht gar keine Dienerin, sondern eine Verwandte und zu Besuch, oder sie wohnt bei ihnen. Sodass es sein kann, dass es gar kein schlimmer Fehler war, sondern nur ein Irrtum. Das hoffe ich.

Dieselbe Frau kommt zurück und bittet mich herein. Nie zuvor bin ich in einem so großen und vornehmen Haus gewesen. Das Amtshaus des Gouverneurs auf der Insel ist größer, das habe ich von außen bestimmt Hunderte Male gesehen, aber vielleicht ist nicht einmal das von innen so vornehm und neu.

Ich stehe da und schaue mich nur um. Ich habe keine Zeit, zu der Aufregung von vorhin noch einmal neu aufgeregt zu sein, weil eine jung aussehende Frau in feinen Kleidern zur Tür kommt. Ich verbeuge mich auf die richtige Weise und genau tief genug. Die Frau sagt Guten Tag, wie man es zu einem erwachsenen Menschen sagt. Diesmal antworte ich vollkommen richtig und nicht einmal hastig, aber ich traue mich nicht, anständig hinzuschauen, sodass ich auf diese Art einen Fehler mache.

Guten Tag, verehrte Frau Halley. Ich bin Angus, der Sohn von Totholz-Steven von der Insel St. Helena. Ich bin gekommen, um dem verehrten Herrn Halley eine Briefbotschaft von Herrn Pastor Burch zu überbringen.

So sage ich es, fast genau so habe ich es oft zu sagen geplant, und dann traue ich mich auch, hinzuschauen, obwohl Frau Halley noch näher getreten ist und vor mir steht. Ich erschrecke fürchterlich, denn auf ihrer Stirn sind zwei schwarze Halbmonde. Die eine Mondhälfte schaut nach rechts, die andere nach links, die eine ist ein abnehmender Mond, die andere ein zunehmender.

Ich mache einen Schritt zurück, weil mein erster Gedanke ist, dass damit die Pest markiert wird, dass die Frau andere anstecken kann und man ihr darum die schwarzen Warnzeichen auf die Haut gemalt hat. Es gelingt mir trotzdem, meinen Gesichtsausdruck beizubehalten, und ich sehe wohl nicht entsetzt aus, weil das eine schlimme Unhöflichkeit wäre. Ich versuche nur, nicht höher als bis zu den Augen zu schauen.

Frau Halley wundert sich der anderen Frau gegenüber laut: Von St. Helena und mit so höflichen Manieren, wie ist das möglich.

Die Frau, die die Tür geöffnet hat, wundert sich auch und sagt, sie habe schon gedacht, dass es vielleicht gar nicht stimmt, aus einer so fernen und gottverlassenen Gegend.

Und dann ist er fast noch ein Kind. Als hätte er die Schule besucht. Das kann eigentlich nicht sein, vielleicht redet und tut er nur so, spricht Frau Halley mit der anderen Frau, als wäre ich gar nicht da, aber ich bin da und versuche, so zu stehen, wie man stehen muss, den Kopf leicht gebeugt, aber nicht zu sehr, und die Hände an den Seiten und auf keinen Fall in den Taschen und auch nicht so, dass die Daumen unter dem Gürtelband wären.

Und du hast einen Brief vom Pfarrer von St. Helena dabei?, fragt Frau Halley, zeigt mit der Hand, dass sie ihn sehen will, und kommt einen Schritt näher. Ich weiche zurück und sehe

wieder die schwarzen gemalten Halbmonde und auch Sterne an den Schläfen.

Verzeihung, Frau Halley, aber ich darf den Brief nur Herrn Halley aushändigen. Es tut mir leid, aber das habe ich Herrn Pastor Burch und meiner Mutter versprochen.

Mein Mann ist bei einer Versammlung der *Royal Society*, sagt Frau Halley.

Den Namen kenne ich. Der Herr Pastor hat oft davon gesprochen, und als ich fragte, ob es nur eine Gesellschaft des Königs ist, sagte er, dass alles des Königs ist, aber nur von Gottes Gnaden, und dass der König es vielleicht nicht sonderlich oft zu den Versammlungen schafft, aber dass dort große Naturphilosophen und wichtige Männer hingehen und als einer von ihnen Herr Halley.

Es ist eine große Ehre, eine solche Stätte betreten zu dürfen, sage ich zu Frau Halley, genau wie es der Herr Pastor zu mir gesagt hat, doch die Frauen fangen an zu lachen, und Frau Halley fasst die andere Frau beim Lachen am Arm, sodass sie gar keine Dienerin sein kann, sondern bestimmt eine Verwandte oder eine gute Freundin ist.

Zuerst weiß ich nicht, worüber sie lachen, aber als die andere Frau wiederholt, eine große Ehre, eine solche Stätte betreten zu dürfen, weiß ich, dass sie über mich lachen, und sie fangen wieder auf die gleiche schnatternde Art damit an und halten sich gegenseitig an den Armen und lachen zusammen, wie man über einen vollkommen Dummen lacht.

Ich habe von der Pest in Indien und London gehört, aber Frau Halley kann keine Pestverbreiterin sein, weil sie lacht und gesund ist, sie sieht auch gesund aus, und ihre Wangen sind rot geworden, weil sie und die andere Frau ihren Spaß haben, und ich stehe da, mit meinen Sachen, viel ist es nicht, im Bün-

del nicht mehr als zwei Wechselkleider, ein bisschen gekauftes Gerstenbrot und das schwarze Lauftier. Das Wasserlägel ist leer, es hängt am Lederriemen des Bündelbeutels, und das Messer ist in der Scheide unter der Hose versteckt.

Ich kann in der Zeit viel denken und schauen, und ich überlege mir genau, dass ihr Lachen nicht von schlechtem Herzen kommt, sondern dass sie nur lachen, wie Nichtwissende lachen, weil sie nicht wissend sind.

Einmal, kurz nach dem Umzug ins Untertal, bin ich von den benachbarten Felsen gefallen, aber zum Glück an einem nicht so steilen Hang, und bin das ganze Stück übers Gras gerollt, weil ich mich mit Armen und Beinen nicht genügend dagegenstemmen konnte, da sind die anderen Kinder aus den Häusern in der Nähe angerannt gekommen und haben aus bösem Herzen gelacht, eines hat mich mit Sand beworfen. Ich bin davongelaufen, und später hat meine Mutter gesagt, mach dir nichts aus denen, die schackern bloß, wie im Norden die Elster schackert. Fast allein durch dieses eine Mal habe ich gelernt, dass man sich nicht um die anderen scheren soll, wenn man etwas selbst besser weiß.

In der *Royal Society* bringen sie gemeinsam Gedanken hervor, sage ich dann, und auch das hätte ich nicht sagen sollen, weil das Lachen sofort von Neuem beginnt.

Verzeihung, Frau Halley, aber wisst Ihr, um welche Zeit Herr Halley von der Versammlung zurückkehrt, dann könnte ich im Hof auf seine Ankunft warten?, frage ich, als eine kleine Pause eintritt.

Hast du Hunger?, fragt Frau Halley und hört dann so plötzlich auf, dass sie vielleicht gar nicht ernsthaft über mich gelacht hat. Sie sieht nicht gemein aus, auch die andere Frau nicht, beides sind vornehme Frauen, bestimmt der Frau des Gouverneurs

ebenbürtig, keine hat an den Händen rot geriebene Haut, und an den Fingern tragen sie Ringe und an den Hälsen Schmuck.

Ja, Frau Halley, sage ich.

Ich bringe dich in die Küche. Vielleicht wartest du dort.

Danke, Frau Halley, sage ich und verbeuge mich, wie man sich vor einer Besseren und Höheren verbeugen und für alles dankbar sein muss.

SIE DREHEN SICH DIREKT zu mir um, als ich hinter der Frau in die Küche komme. Dort sind eine Köchin und ein Dienstmädchen, das Kaninchenfleisch von den Knochen schneidet und sich zwischendurch auf die Finger pustet, weil das Fleisch gerade erst aus der Brühe genommen worden ist und brennt.

Angus, so hast du doch gesagt? Das hier ist Angus von der Insel St. Helena, man kann ihm etwas zu essen anbieten, nicht das Fleisch vom Abendessen, aber Kohl darf man ihm geben und Gerste und Brot, weist Frau Halley die Köchin an und dreht sich um.

Er darf hier warten, soll sich auf die Seitenbank setzen, damit er nicht stört. Lasst ihn so viel essen, wie er kann, er sieht aus, als wäre er ausgehungert und gerannt, sagt Frau Halley noch von der Tür aus als zweite Anweisung.

Ich verbeuge mich vor der Köchin und sage Guten Tag.

Die Köchin ist von den Haaren unter der Haube her schwarz wie eine Inderin, aber von der Haut her so weiß, dass sie rötliche Flecken hat. Sie befiehlt dem Dienstmädchen, weiterzuschneiden, und legt selbst Besteck auf den Tisch, nimmt eine Schüssel und gibt aus einem Topf heiße Gerste hinein und aus einem anderen schwarzen Eisentopf gekochten Kohl. Ich bekomme einen richtigen Metalllöffel in die Hand und neben die Schüssel einen Krug mit dünnem Bier. Brot darf ich mir selbst aus dem Weidenkorb nehmen, die Stücke sind geschnitten.

Bei alldem plaudert die Köchin mit leiser Stimme und in einer Sprache, die ich ziemlich gut verstehe. Der Hunger ist so groß, dass ich, obwohl es höflich wäre, zu antworten, mehrmals nur nicken kann und auf diese Weise zustimme, dass ich es gehört habe und der gleichen Meinung bin, weil ich mit vollem Mund nur nuscheln würde. Wenn ich in der Lage bin, etwas zu sagen, spreche ich gut und so, wie es sich gehört.

Ja, Frau, ja, da komme ich her. Ja, Herr Halley hat dort weit weg den Sternenhimmel erforscht. Ja, man spricht Englisch, es gibt Soldaten und ein Kontor der Handelskompanie, es gibt den Herrn Gouverneur, es werden Gottesdienste abgehalten, es gibt eine Kirche und weiter weg eine Kapelle. Danke, es schmeckt sehr gut. Ja, danke, ich habe schon einmal Kohl gegessen.

Es braust in mir, und ich glühe, im Kamin brennt Feuer, der Rauch kreist, neben dem Herd ist es heiß, der Gehtag und die Luft, die anders ist als auf dem Meer, und das Essen machen mich müde. Ich sitze auf der Seitenbank und betrachte das Geschirr in den Eichenregalen und die Kellen und Weichklopfer an den Haken und die kleinen Tonschälchen und all die fürs Kochen und Essen bestimmten Sachen, von denen es mehr gibt, als ich je auf einmal gesehen habe.

Als Frau Halley an die Tür kommt, um eine Anweisung zu geben, höre ich, dass die Köchin Beth heißt. Den Namen des halbwüchsigen Dienstmädchens höre ich nicht, weil ihm nur gesagt wird, was es als Nächstes tun soll.

Ich traue mich nicht, etwas zu fragen oder die Seitenbank zu verlassen, darum bleibe ich einfach sitzen und warte ab. Zwischendurch sagt Köchin Beth etwas im Vorbeigehen, und ich antworte, wenn ich es rechtzeitig schaffe, denn sie ist immer schnell schon woanders oder fängt eine neue Arbeit an, schiebt und zupft mit den Fingerspitzen die heißen Bratenstücke zum

Nachgaren in eine geradere Reihe oder bindet selbst die klare Brühe.

Als fast alles fertig ist, beginnt das Warten. Es wird auf Herrn Halley gewartet und nicht vorher angefangen. Die Verwandte oder Freundin von Frau Halley kommt in die Küche, um sich einen Bissen zu holen, und trinkt dazu besseres Bier aus einem Zinnbecher.

Es wird wieder spät, sagt sie zu Köchin Beth. Beth nickt, antwortet aber nicht richtig, dennoch sieht man ihnen an, dass sie auch unausgesprochen einer Meinung sind.

Bleibt das so auch heute heiß?

Dann wärmen wir es, wir halten die Kohle am Glühen, antwortet Beth. Die Frau nickt und nimmt ihren vollen Becher mit in den Saal.

Kurz ist es still und wie angehalten. Beth hat dem Dienstmädchen aufgetragen, den Boden und die Regale in der Vorratskammer zu putzen. Sie selbst setzt sich vor mir auf einen Stuhl und fängt an, mit mir zu reden wie mit ihresgleichen.

Der Herr hat nicht mehr den richtigen Rhythmus. Bis März verbrachte er die Nächte auf dem Dach, schlief vormittags, machte seine wichtigen Arbeiten am Nachmittag und kam genau zu den Essenszeiten herunter. Alles war leichter so, oder?

Ja, Frau Beth, antworte ich. Beth tätschelt mir die Wange und nennt mich einen höflichen Jungen, streicht mir auch kurz über die Haare.

Der Herr ist so traurig, dass es ihn nicht im Haus hält, stattdessen zieht er durch die Stadt und trinkt bisweilen auch, nicht schlimm, aber er trinkt, damit er in den Kaffeehäusern zu den anderen reden darf, die so klug sind wie er. Er ist schon lange nicht mehr aufs Dach gegangen. Er sagt, er arbeitet in der Society, ich weiß nicht, wie man da arbeiten kann, wenn

die Arbeit darin besteht, dass man die Plätze von Sternen und Mond auf Papierbogen einzeichnet, wie kann man im steinernen Haus der Society und in den Kaffeehäusern der Stadt Sterne einzeichnen. Mir kommt es vor, als würde er sich mehr grämen als zeichnen und mehr Beweise sammeln und sich mit der Witwe streiten. Und er ist gar nicht mehr ganz zu Hause, das bekümmert seine Frau am meisten, wenn sie auch über den schlimmen Tod des Herrn Vaters trauert.

Weil ich nichts antworte, nicht einmal nicke, sagt Beth, dass ich es doch wisse?

Verzeihung, ich weiß nicht, Frau Beth.

Falls du es noch nicht gehört hast, sein Vater ist gestorben oder umgebracht worden. Warte, sagt Beth und geht irgendwohin, kommt sofort zurück und winkt mir von der Tür aus mit dem Finger, dass ich mitkommen darf, und bringt mich durch den Speisesaal in einen kleineren, mit dunklem Holz dekorierten Raum, in dem es einen erstaunlich weichen Stuhl gibt und einen mit Holzschnitten verzierten Tisch und Bücher in zwei offenen Fächern einer Kommode.

Die möchte ich mir gerne ansehen, weil man schon an den Lederrücken sieht, dass sie ganz anders sind als die, die der Herr Pastor hat, aber Beth lässt mich nicht, sondern klopft auf den Rand des weichen Stuhls und gibt mir die Erlaubnis, auszuprobieren, wie man darauf sitzt. Als ich mich bedanke und es vorsichtig ganz am Rand ausprobiere, geht sie zur Tür, um zu schauen, ob niemand kommt, und holt dann aus einem Kasten unter dem Tisch bedruckte Blätter heraus und legt sie nebeneinander auf die kompassverzierte Tischplatte.

Die hat sich der Herr angeschafft, obwohl sie teuer sind. Zuerst stand was über das Verschwinden seines Vaters drin, beim zweiten Mal dann was über das Auffinden, über das Verlassen

seines Hauses kam was im März, im April was über den Fund. Dann wurde noch dieses lose Blatt gemacht, und der Herr hat sie alle gekauft. Sie enthalten angeblich Beweise, wenn man lesen kann. Es geht sehr langsam, und man muss genau hinschauen. Hast du so etwas schon mal gesehen? Das ist eine Zeitung. Diese Anzeige hier darf man aber nicht Zeitung nennen, obwohl sie fast gleich ist und in der Druckerei gedruckt, fragt und sagt Beth und zeigt mir zum Schluss etwas, das nur eine Seite hat.

Ich könnte es leicht lesen, aber ich weiß nicht, ob ich darf. Darum schaue ich nicht die ganze Zeit auf die Seiten auf dem Tisch, sondern zwischendurch auf die Fächer des Bücherschranks und durch das Fenster mit den Glasscheiben hinaus und auf Beth. Die Überschriften kann ich lesen, weil das schnell geht, wenn man geübt hat und es gut kann.

Das Dienstmädchen läuft durch den Saal und sagt, die Frau hat die Glocke geläutet. Beth steht sofort auf und geht, sie kommt nicht einmal dazu, mich irgendwo hinzuschicken, sodass ich auf dem weichen Stuhl sitzen bleibe, vor mir die Seiten auf dem Kompasstisch. Ich sitze reglos da und warte.

Dann kann ich mich nicht mehr beherrschen, weil es so lange her ist, dass ich etwas anderes lesen konnte als auf dem Schiff die in die Bronzerohre gegossenen Beschriftungen auf dem Kanonendeck und im Frachtraum das, was mit Farbe auf die Säcke und Schutzwickel der Stoffballen gezeichnet worden war.

»WAHRER BERICHT ÜBER DEN
LONDONER KAUFMANN HERRN EDMUND HALLEY
WELCHER AUF DEM LANDGUT TEMPLE
IN DER NÄHE VON ROCHESTER IN KENT
AM 17. TAG IM APRIL 1684
BARBARISCH ERMORDET AUFGEFUNDEN WURDE.

GEDRUCKT IN LONDON
DURCH E. MALLET 1684

Herr Edmund Halley, ein Gentleman mit gutem Ruf, in ganz London weithin bekannt, wohnte viele Jahre in der Winchesterstraße. So wie er für seine Bereitschaft geachtet wurde, jederzeit seinem König und seinem Land zu dienen, brachte man ihm auch wegen seiner Errungenschaften, seines bemerkenswerten Vermögens und seines Erfolgs Respekt entgegen. Was mochte der wahre Grund dafür gewesen sein, dass er sich von seiner heimatlichen Gegend entfernte, denn es lagen keine speziellen geschäftlichen Dinge an, die es von ihm verlangt hätten, in die Provinz zu reisen, oder bestand der Grund etwa in einer persönlicheren Unzufriedenheit, die ihn von seinen Angehörigen entfremdete? Dies ist noch nicht mit Sicherheit bekannt, aber wie die Zeitung *Gazet* berichtet, entfernte er sich Anfang März von zu Hause, und seitdem hatte man nichts von ihm gehört, obschon demjenigen, der ihn tot oder lebendig findet, eine Belohnung von hundert Pfund in Aussicht gestellt wurde.

Herr Halley verschwand am Mittwochabend, am 5. März, nachdem er am Morgen desselben Tages darüber geklagt hatte, ihn schmerzten die Füße und drückten die Schuhe, worauf sein Neffe wie folgt zu ihm sprach:

Wenn Ihr es wünscht, Onkel, kann ich an den Zehen etwas Futter wegschneiden, das hilft, und so tat er es denn auch. Herrn Halleys Frau hatte gefragt, ob er ausgehe, worauf Herr Halley antwortete, er mache einen Spaziergang, kehre aber am Abend zurück, doch als die Nacht anbrach, wartete die Frau immer unruhiger auf ihren Mann

und sorgte sich sehr. Am nächsten Tag machte sie sich daran, seinem Verschwinden mit allen Mitteln nachzugehen, und erkundigte sich bei allen nach ihm, bis sie nach mehreren Tagen, in denen von Herrn Halley nichts zu hören gewesen war, eine Vermisstenanzeige im Nachrichtenblatt aufgab. Von Mittwoch, dem 5. März, bis zum 14. Tag im April konnten trotz aller Bemühungen und genauester Suchmaßnahmen keine Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wo Herr Halley sich aufhielt oder aufgehalten hatte. Doch letzten Montag wurde er am Flussufer beim Landgut Temple im Dorf Stroud in der Nähe von Rochester in folgender Weise aufgefunden:

Ein am Ufer entlanggehender armer Knabe bemerkte den am Fluss liegenden toten Mann, nackt ausgezogen, doch mit Schuhen und Strümpfen an den Füßen. Der Junge berichtete anderen von seinem Fund, und so kam die Neuigkeit einem Gentleman zu Ohren, der die Anzeige in der *Gazet* gelesen hatte. Dieser machte sich unverzüglich auf den Weg nach London, um die Nachricht Frau Halley zu überbringen und darüber hinaus zu berichten, dass er nicht in der Hoffnung auf die Belohnung gekommen sei, sondern aufgrund ehrenvollerer Prinzipien und der Christlichkeit wegen, nicht wegen des Geldes, denn er wolle die Belohnung nicht, vielmehr könne man sie in Gänze dem armen Knaben zukommen lassen, der Herrn Halleys Leiche gefunden habe und dem sie auch verdienstermaßen zustehe.

Nachdem sie die Nachricht erhalten hatte, schickte Frau Halley, die so lange in tiefer Sorge ob der Abwesenheit ihres Gatten hatte ausharren müssen, Herrn Halleys Neffen aus, zu überprüfen, ob es sich bei dem Toten um Herrn Halley handelte oder nicht. An der Leiche konnte festgestellt werden, dass sie sich bereits eine Zeit lang im Fluss befunden hatte und mit der Strömung ans Ufer getrieben worden war; das Gesicht hatte sich so sehr verformt, dass der Verstorbene auf dieser Grundlage nicht identifiziert werden konnte, ein Auge war beschädigt, wie auch manch andere Stelle am Körper, an der früher nichts Derartiges entdeckt worden war. Aufgrund all dessen gelangte man zu der Schlussfolgerung, dass er nicht seit seinem Verschwinden im Fluss gewesen sein konnte, denn in dem Fall wäre

der Leichnam noch mehr beschädigt. Der Neffe identifizierte ihn an den Schuhen und Strümpfen, es waren dieselben Schuhe, an denen er das Futter weggeschnitten hatte, und an einem Fuß trug der Tote vier Strümpfe übereinander und am anderen drei und einen Verbandsstoff. Bei der Untersuchung der Todesursache gelangte man zu dem Schluss, dass er ermordet worden war. Mittwochnacht wurde Herrn Halleys Leichnam in sein Haus in der Winchesterstraße gebracht, von wo aus man ihn baldmöglichst zum Begräbnis überführen wird.«

MIR WIRD KALT, weil es beim Lesen ist, als würde man alles vor sich sehen. Am Flussufer grauer Schlick, der Leichnam treibt nackt und mit dem Messer verstümmelt im Wasser. Er hat nicht mehr an als mehrfache schmutzige Strümpfe und Schuhe, an den Zehen sind Löcher ins Futter gemacht worden. Das ist das Furchtbarste, dass er nur die Schuhe anhat, auch die hat man versucht ihm auszuziehen, aber es ging nicht, weil die Füße zu Klumpen angeschwollen waren.

Es muss hier viel Schlimmes geben und viel mehr Beängstigendes, als es daheim vor den Sektierern und dem Aufstand je gegeben hat. Schlimm ist es, vom Weg Gottes abzuweichen, und schlimm ist schwarzer und roter Hass. Hier sieht man es sehr stark. Weil darüber auf gedruckten Seiten berichtet wird, muss es schrecklich viel davon geben. Ansonsten würde der König verbieten, darüber zu berichten, so wie der Gouverneur verboten hat, weiter nach Thomas zu suchen und Unruhe und Angst zu stiften.

Ich habe noch nie eine Zeitung gesehen. Ich habe nicht einmal gewusst, dass es so etwas gibt, und es kann sein, dass es sie auch nirgendwo anders gibt als in London, weil sich hier das Böse häuft und die Menschen zur Warnung davon wissen müssen.

Von den Seiten auf dem Kompasstisch schaue ich mir nur die obersten an, weil ich mich nicht traue, sie umzudrehen und aufzuschlagen. Es stehen gewöhnliche Sachen darauf, die Namen

von Toten und die Ankünfte von Schiffen im Hafen und alle möglichen seltsamen Sachen durcheinander. Daheim habe ich Bücher gelesen, die mit ähnlichen Buchstaben in der Druckerei gedruckt worden waren, aber das waren die Bibel und das Allgemeine Gebetbuch, die Andachtsbücher des Herrn Pastors und der Kalender der kirchlichen Feiertage und das Problembuch des Rechnens von S. Taylor, das Herr Halley geschickt hatte. Sie alle sind in einer Druckerei gedruckt worden, wie es auch bei den Zeitungen der Fall sein muss, denn die Buchstaben sind fast genau die gleichen, aber die Zeitungen haben keine Einbände und enthalten vielleicht auch nicht das Wort Gottes und keine wichtigen Lehren, so wie es in Büchern sein muss.

Ich lese die obersten Seiten der *London Gazette*. Dann kommt auch schon Beth und schickt mich sofort weg, bevor der Herr von draußen und die Frau aus den Zimmern oben kommt, und legt die Zeitungen und die Einzelseite an ihren Platz in der Aufbewahrungskiste zurück und scheucht mich schnell vor sich her durch den Speisesaal in die Küche und schiebt mich auf die Seitenbank, wo die Frau mir befohlen hat zu sitzen und zu warten.

Ich höre ein Poltern im Flur und Schritte und das Knarren der Treppe, als die Frau und ihre Freundin herunterkommen, und von nebenan und aus dem Speisesaal höre ich, wie Beth und das Dienstmädchen die Terrine mit der Brühe und die neu erhitzten Speisen in Schüsseln und die großen, vornehmeren Krüge und die hohe Kanne mit schäumendem Bier aus dem Fass hineintragen.

'n Abend, Mary, 'n Abend, Evonne.

Guten Abend, Edmond, war dein Abend gelungen und ergiebig?

So höre ich sie reden, aber ich sehe niemanden und höre auch

nicht mehr, was Herr Halley antwortet, denn es werden Stühle gerückt, und der Deckel der Terrine klappert. Die Tür zwischen Küche und Speisesaal ist zu, und Beth und das Dienstmädchen bedienen im Saal, sodass ich alleine dasitze und versuche, etwas zu hören. All das ist seltsam, und mein Bauch ist vor Aufregung ganz straff, weil ich nie zuvor so feine Sitten gesehen habe, und am meisten Angst habe ich davor, dass man mich in den Saal ruft und ich vor Herrn Halley und allen anderen meine Angelegenheit vortragen muss.

Als die Tür aufgeht und das Dienstmädchen hereinkommt, um eilends eine vergessene Schüssel mit hellgelbem Kürbis zu holen, kann ich durch die Tür so viel sehen, dass Herr Halley sich im Gesicht verändert hat, er ist älter und würdiger geworden, und er hat vornehmere Kleider an als jemals auf St. Helena. Außer vielleicht ganz am Anfang, als er und Herr Clarke im Amtshaus des Herrn Gouverneurs einquartiert waren, aber da habe ich sie ja nicht gesehen, und von dort sind sie bald weg. Meine Mutter hat erzählt, dass sie mit dem Quartier und dem Gouverneur unzufrieden waren und näher ans Observatorium ziehen wollten, auf die Hochebene und zu uns, und Mutter hat ihnen Essen gemacht und besseres Bier gebraut.

Ich muss bis zum Nachtschiff warten und Angst haben. Es ist hellgelber Pudding, in den Brombeeren versenkt worden sind. Beth holt mich in den Saal und streicht mir vor der Tür die Haare glatt.

Der ist im Hof aufgetaucht und hat gesagt, er komme von St. Helena, deutet Frau Halley auf mich.

Ich verneige mich noch tiefer, als ich es zuvor an der Haustür getan habe.

Guten Tag, verehrter Herr Halley. Falls Ihr Euch überhaupt

erinnert, und bestimmt erinnert Ihr Euch nicht, ich bin Angus, der Sohn von Totholz-Steven von der Insel St. Helena, und als Ihr dort wart, um Eure wertvolle Arbeit beim Kartieren des Sternenhimmels zu machen, wohnte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester auf der Totholzebene, aber zuletzt im Untertal, eigentlich im Kapellentälchen. Ich bin gekommen, um Euch, Herr Halley, eine wichtige Briefbotschaft von Herrn Pastor Burch zu überbringen.

So sage ich es wieder, so wie ich es Dutzende Male geübt habe, damit es richtig geht und offiziell, und es geht auch recht gut.

Herr Halley schaut zuerst, als würde er sich nicht erinnern, und das ist natürlich auch kein Wunder, weil er den Kopf voller wichtiger und großer Dinge haben muss und weil viele Jahre vergangen sind, weit über sechs, bald werden die sieben voll. All das kann ich denken, weil das Denken schneller als die Schwalbe ist, aber ich komme gar nicht dazu, Angst zu haben, dass sich Herr Halley nicht erinnert.

Genau, der kleine Junge, meine Güte, sagt er dann und schaut mir die ganze Zeit direkt in die Augen, obwohl er mit der rechten Hand nach seinem Krug greift.

Ja, ich bin Totholz-Angus, obwohl man mich neuerdings oft Zweihäuserhof-Angus nennt, weil wir schon vor vielen Jahren in das kleinere Haus neben dem Haus des Herrn Pastors gezogen sind.

Du bist wirklich gewachsen, aber es ist ja auch schon lange her. Wie kann das nur ... ich hätte nie gedacht, dass jemals jemand von dort ... Burch, genau, der Kirchenmann auf der Insel, Pastor und doch ein gelehrter Mann, ich erinnere mich an ihn und an alles andere auch, redet Herr Halley wie direkt zu mir und sieht jetzt freundlich aus und ist ein bisschen zusammen-

gesunken, wie er so mit gespreizten Beinen auf seinem Stuhl sitzt und den Krug in der Hand hält und den anderen Arm auf Stuhlholz stützt.

Der Herr Pastor bat mich, seine hochachtungsvollen Grüße zu übermitteln. Desgleichen bat mich meine Mutter Catherine, ihre hochachtungsvollen Grüße an den verehrten Herrn Halley zu übermitteln, sage ich und verneige mich wieder.

Aber als hätte ich etwas ganz schlimm falsch gesagt, steht Frau Halley auf der anderen Seite des Tisches auf und tritt direkt vor Herrn Halley hin.

Ist das der Sohn von dieser Dirne?, fragt oder schreit sie.

Vergiss die Umgangsformen nicht, Mary, sagt Herr Halley ruhiger als sie, aber hart.

Ist das die Catherine, von der die Bettelbriefe und die groben Lügen gekommen sind?, fragt Frau Halley und will Herrn Halley ins Gesicht schlagen, aber Herr Halley packt sie leicht am Handgelenk, als würde er eine Fliege schnappen, und steht auf und führt Frau Halley beiseite. Frau Halley fängt an zu weinen, und die andere Frau zieht sie aus dem Speisesaal und zur Treppe ins Obergeschoss.

Du hast also einen Brief und eine Botschaft von Pastor Burch?, sagt Herr Halley ganz ruhig zu mir, als hätte das von eben gar nicht stattgefunden.

Ich verbeuge mich höflich und schiebe die Hand in den Hosensack. Ich ziehe das Messer aus der festgebundenen Scheide und nehme aus meinem Bündelbeutel das Hemd, in dessen Saumversteck meine Mutter den Brief eingenäht hat. Ich fange an, vor Herrn Halley die Naht aufzutrennen, und erkläre dabei, dass man mich als zweifachen Boten geschickt hat, dass der Brief in Leder eingeschlagen ist und das Leder mit Ziegentalg eingepinselt, damit es das Wasser abhält, aber falls die Schrift

im versiegelten Brief trotzdem Schaden genommen hat, kann ich jedes Wort auswendig, sodass der Brief auf diese Weise auch in mir drin ist.

Wir sind zu zweit im Speisesaal zurückgeblieben. Beth und das Dienstmädchen sind schnell in die Küche verschwunden. Ich finde es besser so. Jetzt ist es mehr so wie früher auf der Insel, als Herr Halley mir alle wichtigen Sachen erklärt hat, entweder unter der Araukarie oder daheim im Hof, wenn wir gewartet haben, dass das Essen fertig ist, und der Wind den Rauch vom Außenherd oder vom Schornstein des Innenherds verwirbelt hat, weil Mutter einen Teil der Speisen drinnen machen wollte und einen Teil draußen, je nachdem, ob es regnete oder trocken war, aber auch je nach Speisen. Wenn wir im Hof gewartet haben, dass der Eintopf gar ist oder das Lammfleisch durchgebraten, wenn es Lammfleisch gab, hat Herr Halley Zeit gehabt, mir Dinge zu erzählen und beizubringen.

Dann hat meine Mutter mich nie aufgescheucht, um bei den Arbeiten zu helfen, um Brennreiser zu holen oder Wasser aus der Quelle, oder mich sonst rennen lassen, sondern sie hat mich bei Herrn Halley bleiben und zuhören lassen. Dafür hat sie Herrn Halley auch oft gedankt, dass der Junge lernen darf, was es auf der Welt wirklich gibt, und aus der Nähe sieht, wie ein gelehrter und höherer Herr sein soll.

Zueinander haben Herr Halley und meine Mutter immer freundlich gesprochen, und Mutter hat sich überhaupt nicht kleinmachen müssen, sondern ist fast so wie immer gewesen, aber doch höflicher und fröhlich. So ist Herr Halley auch zu Mutter gewesen. Sie haben viel zusammen gelacht, so ist es monatelang zu Hause leicht gewesen, und das Essen war immer gut.

Als ich Herrn Halley die Briefbotschaft überreiche, trennt er

zuerst mit der Spitze seines eigenen Messers die Naht der Lederhülle auf, und dann schneidet und bricht er das Lacksiegel auf dem Deckpapier des Briefes und faltet den Brief auseinander und fängt an zu lesen. Ich habe Zeit, mich an vieles zu erinnern, eigentlich erinnere ich mich an nichts Schlechtes in der ganzen Zeit, die Herr Halley und Herr Clarke bei uns gewohnt haben, nur ein bisschen was, manchmal hat Ann geweint, manchmal ist es still und drückend gewesen. Erst am Ende, als die *Golden Fleece* schon zur Abfahrt bereit gewartet hat, ist am Himmel und über uns der Schatten einer Wolke aufgetaucht, und unter der Haut wurde es kalt, aber erst dann, als Mutter auf dem Anleger ein bisschen zu weinen angefangen hat. In der Stunde des Aufbruchs weint man am meisten.

Und du kannst das hier alles auswendig?, fragt Herr Halley, nachdem er es gelesen hat, und zeigt mir die Seiten, die mit der feinen, runden Handschrift des Herrn Pastors beschrieben sind. Ich nicke und habe schon Angst, dass es eine Prüfung ist, ob ich mich an jedes Wort erinnere oder nicht.

An Magister Edmond Halley, auf St. Helena, den zwanzigsten Mai sechzehnhundertvierundachtzig. Verehrter Herr. Ich nehme mir die Freiheit, mache es mir aber auch zur festen Aufgabe, Euch die ganze Wahrheit über die derzeitigen Umstände unseres Lebens zu berichten, die nach etlichen negativen Änderungen nunmehr hier auf unserer fernen, von unserem guten König der Verfügungsgewalt der Ostindischen Handelskompanie anheimgestellten und zur Verwaltung bestimmten Insel herrschen.

So viel kann ich sagen, bis Herr Halley die Hand hebt und den Brief vor mich hinhält und das Zeichen zum Aufhören gibt.

Ich glaube es dir und erinnere mich nun auch, dass du ein

gelehriger kleiner Junge warst. Andere gab es dort nicht, auch kaum gelehrige Erwachsene. Du hast alles auf Anhieb verstanden und geglaubt, manche hören nicht einmal zu, sondern halten Tatsachen für unfassbar und das Beobachten des Himmels für unnütz und keine Arbeit. Erinnerst du dich selbst an etwas, das ich dir beigebracht und erzählt habe?

Ich nicke höflich, also ein bisschen tiefer. Ich habe das daheim geübt. Einige Höflichkeitsbewegungen können Kopfbewegungen des Herrn Pastors sein, weil ich die beobachtet habe.

Ich sah wohl mich selbst in dir, also damals, als ich noch keinen Deut gelernt und noch nicht den guten Unterricht meines Hauslehrers bekommen hatte. Als leerer Knabe, der aber bereit ist, sich füllen zu lassen, ist man wie ein Wasser aufsaugendes Stoffbündel, alles ist man aufzunehmen imstande, und darum lernt man so schnell und so viel. Das glaube ich, und das wäre eigentlich auch qua Versuch zu beweisen. Ich sage nicht, dass dies nur für Knaben gilt, auch für Mädchen unter den richtigen Umständen, ich habe gelegentlich die Kinder meiner Geschwister und Cousins und Cousinen beobachtet. Jedes unschuldige Kind mit unverdorbenen Gedanken besitzt einen frischen Sinn. Wenn der Sinn neu ist, ist er für das Lernen und die Aufnahme neuen Inhaltes empfänglich. Dann kann sich durchaus vieles auf dem wenigen ansammeln, was das Kind in seinen ersten Lebensjahren auf natürliche Weise erfahren hat und was ihm ohne weitere Unterweisung zuteilgeworden ist, fängt Herr Halley an zu sprechen, auf dieselbe ruhige Art, wie er es auf der Insel getan hat, oft nur zu Herrn Clarke, aber ich habe zugehört, und auch zu Mutter, wenn sie sich zu zweit unterhalten haben, aber manchmal auch zu mir.

Er öffnet die Tür des Geschirrschranks, indem er sie nach unten klappt, und nimmt eine viereckige Flasche aus einem

Fach. Es ist eine Flasche Gin aus dickem, fast schwarzem Glas, ich habe gesehen, wie solche Flaschen in Holzkisten auf die Insel gebracht worden sind.

Gehen wir aufs Dach und schauen ein bisschen, das könnte dich interessieren, sagt Herr Halley und gibt mir das Zeichen, ihm zu folgen. Wir gehen die Treppe hinauf ins Obergeschoss und dort bis ans Ende eines Flurs. Aus einem der Zimmer hört man die Stimmen der Frauen, am Ende des Flurs führt eine schmale und hohe Treppe nach oben, die in eine offene Leiter übergeht. Im Dunkeln ist es schwer, hinaufzusteigen, bis Herr Halley oben angelangt ist und die Luke nach draußen öffnet. Dadurch kommt eine Dämmeröffnung ins Dunkel.

Auf das Dach ist ein großes Podest aus Holz gebaut worden. Es ist schwindelerregend hoch, alle anderen Häuser sind niedriger, und über sie hinweg sieht man noch mehr Dächer und weiter weg hohe Kirchtürme vor dem leeren Himmel. Die Themse ist eine schwarze, unterbrochene, sich schlängelnde Senke zwischen allem, aber seit dem Sonnenuntergang ist so viel Zeit vergangen, dass das Wasser nicht mehr an jeder Stelle zwischen den Häusern und dahinter zu erkennen ist, sodass es eher breite, dunkle Bänderstücke sind als ein Fluss.

Die Stadt setzt sich in jede andere Richtung fort, aber von Islington aus nach Norden ist nur Dunkelheit. So muss es sein, ich versuche mich von der Nachmittagssonne her an die Himmelsrichtung zu erinnern. Auf der Nordseite ist nichts mehr, hat der Mann gesagt, dort hören selbst die geringsten Lichter und Feuer auf.

Herr Halley geht um die mit Leder zugedeckten Instrumente herum und sieht wohl nach, ob der Regen nicht durchgedrungen ist. Die Abdeckung des Sextanten, der größer ist als ich, öffnet er ganz und prüft mit der Fingerspitze das Messing

der Skalen und das Eisen des Rahmens. Weißt du noch, den hatte ich schon auf der Insel?, fragt er, und ich antworte sofort, dass ich mich erinnere. Dort war er an der Observatoriumsmauer befestigt, und die Mauer war durch eine Einfassung aus Steinen mit dem Herzen der Erde fest verbunden. So sagte es Herr Halley, ich weiß noch vieles von dem, was er damals sagte.

Jetzt benutze ich die Instrumente gar nicht mehr so oft, seit Juli habe ich hier keine Beobachtungen mehr gemacht, eigentlich hat es seit März keine einzige gute, ganze Nacht mehr gegeben. Mein Vater ist gestorben, ich hatte allerhand zu tun, fängt Herr Halley an, zu mir zu sprechen. Ich kann nicht antworten, weil ich darüber nichts weiß und nichts sagen kann.

Er rollt die Abdeckung wieder über den Sextanten und bindet sorgfältig die Schnüre zu, denn setzt er sich mitten auf dem Podest auf einen Schemel und bedeutet mir mit der Hand, dass ich mich auf die Bodenplanken setzen kann. Ich setze mich auf meine Beine. Herr Halley gießt sich etwas aus der schwarzen Flasche in seinen Becher, trinkt langsam und schaut dabei auf die Stadt unten und zwischendurch auch zu den Wolken hinauf und durch die Löcher in den Wolken auf den Himmel.

Aber bis Februar war ich eigentlich immer hier, wenn auch nur ein bisschen Sicht war. In mehr als zweihundert Nächten. Weißt du, ich habe nämlich vor, die gesamte Umlaufbahn des Mondes so genau zu verzeichnen, wie es niemand je getan hat und auch nie mehr tun wird.

Der Mond ist eine wandernde Pendeluhr. Die Maße und Zeiten des Himmels sind nur andere Maße und Zeiten als bei uns auf der Erde. In den Phasen des Mondes wiederholt sich alles wie beim Umlauf der Uhr, aber so langsam, dass man jahrelang die Bewegungen und Finsternisse aufschreiben muss. Bei

vielen hat dafür die Geduld nicht gereicht, aber ich habe beschlossen, seine sich ändernden Orte und Entfernungen während des gesamten Saros mit vollkommener Genauigkeit zu messen. Ein Saros nimmt von meinem Leben nicht mehr als achtzehn Jahre und etwas mehr, elf Tage und ein bisschen was, in Anspruch. Ich messe die Grade zu seinen Positionen und notiere die Zeiten, nachdem ich sie mit meiner Pendeluhr überprüft habe. Auch die hatte ich auf dem Dach, aber jetzt bewahre ich sie lieber an einem trockenen Ort auf, im Uhrenzimmer im Obergeschoss, wo die Temperatur ausgeglichen ist.

Weil die Benennungen bei uns verworren sind, habe ich beschlossen, einen vollkommenen Mondzyklus als Saroszyklus zu bezeichnen. Ich glaube, dass auch die anderen dazu übergehen werden, diesen Namen zu verwenden, und die schlechteren Namen vergessen werden. Innerhalb dieser Zeit wiederholen sich alle Bewegungen und Möglichkeiten des Mondes genau. Man braucht nichts vorauszusagen und auch nicht mehr die Finsternisse gesondert zu zählen, sondern jede Regung und jede Phase seiner Bahn steht gleich im Kalender an ihrem Platz. So wird der Mond zu einer himmlischen Uhr über der Erdkugel und zum Anzeiger der Position. Es kann sein, dass man irgendwann mit meinen Tabellen und einer Uhr, die dem Meer standhält, den Ort jedes Schiffes überall auf den Meeren der Welt berechnen kann.

Die Arbeit erfordert eben jene achtzehn Jahre und ein bisschen mehr. Jetzt hat mir die Energie gefehlt, und ich weiß auch nicht, wie lange die Unterbrechung dauern wird. Ich verfüge jedoch bereits über eine gute Beobachtungsreihe, weil ich in jeder einzelnen Nacht aufs Dach gestiegen bin, sofern die Wolken genügend Platz gelassen haben, dass man etwas sehen konnte.

Herr Halley will viel mit mir reden. Dabei trinkt er langsam und wenig auf einmal und fängt an, mehr nach oben zum Himmel zu blicken, weil auch der letzte hellere Streifen im Westen verschwindet und die Nacht ganz voll wird.

Es ist nicht so dunkel wie daheim, von Land und Gebäuden steigt ein Schein auf, man sieht auch erleuchtete Fenster, Kerzen in den Fenstern und Kochfeuer in den Höfen. Und dann ist da etwas, das ich noch nie gesehen habe. Vielleicht vor jedem zehnten Haus hängt an einem Mast oder einem aus der Wand ragenden Spieß eine große Lampe. Deren Lichter unterscheiden sich von den anderen, weil sie groß sind, weiter oben und in Reihen. Als ich mich darüber wundere und danach frage, sagt Herr Halley, das sei gerade eine Neuerung in der Stadt, aber eine dumme und unnütze, bei der nur unnötig Öl verbrannt und außerdem die Sicht eingebüßt werde.

Wenn die Augen zwischendurch ins Licht geraten, sieht man in der Dunkelheit nichts. Ist man aber die ganze Zeit im Dunkeln, dann sehen die Augen gut, sagt er, und auch ich weiß, dass es so ist.

Ich traue mich bereits, ein bisschen was zu sagen und nicht nur dann zu antworten, wenn Herr Halley mir eine direkte Frage stellt. Ich fange an, vom Allergrößten zu reden, nämlich dass ich in den Kleidern und unter einer Schutzhülle versteckt die in der Araukarie gemachten Beobachtungen und Vermerke, die ich nicht mehr mit den Briefen des Herrn Pastors mitschicken konnte, bei mir habe.

Aber alle Nächte sind nicht dabei; nachdem Thomas verschwunden war, durfte ich nicht mehr im Dunkeln zum Beobachtungsbaum hinauf und habe auch nicht mehr die genaue Zahl der Vögel, weil es keinen Kalender gab, in dem ich sie hätte vermerken können, und ich konnte mir über die Tage nicht

sicher sein, rede ich viel zu lang, aber im Dunkeln ist es leichter zu reden, man muss nicht die ganze Zeit überlegen, wie man es richtig tut.

Vom schlimmsten Fehler und Verfälschen der Resultate, nämlich dass ich im Mastkorb alle Kerne und Körner und die aufgeweichten Erbsen essen musste, will ich allerdings nicht berichten, weil mich Herr Halley dafür tadeln würde und ich es nicht anständig erklären könnte.

Herr Halley sitzt lange still da. Ich glaube schon, dass er mir gleich für die wichtige Beobachtung, die ich auf dem Aufzeichnungsbaum gemacht und auf den Kalenderseiten an ihn geschickt habe, danken wird. Unten hört man, wie die Hunde sich gegenseitig anjaulen, und irgendwo vielleicht das Kettenquietschen einer Winde, ein paar Stimmen auch, wahrscheinlich zwischen den Häusern, und das Klappern von Pferdehufen und Rattern von Wagenrädern. Es riecht nach dickem, feuchtem Rauch, es geht gerade so viel Wind, dass die Luft den Geruch von den Nachbarhäusern genau hier vorbeiführt.

Ja, die Kalenderblätter und die mit Tintenklecksen markierten Punkte des Zentauren, ich erinnere mich, wie sie mit den Briefen von Pastor Burch hier eintrafen. Ich wunderte mich und dachte mir, der kleine Junge muss zäh oder verrückt sein. Womöglich klettert er noch immer auf denselben hohen Baum, in den Clarke die Beobachtungsöffnung geschnitten hat, sagt Herr Halley.

So wie es ausgemacht war, sage ich.

Aber das war doch nur als Aufgabe gedacht, und Aufgaben sind zum Lernen gedacht, du solltest nach den Vögeln schauen, um die Augen zu üben, und wohl auch nach den Sternen. Ich weiß nicht mehr genau, was in mich fuhr, als ich dir so etwas beibrachte. Oder war es ein Einfall von Clarke? Nein, es war

meiner, weil wir immer über das Lernen diskutierten und ich der Meinung war, dass man auch einem Ungelehrten fast alles beibringen kann, wenn man ihn nur richtig und einfach genug anleitet. Keiner ist so dumm und wächst nicht. Du dürftest das richtige Versuchsobjekt gewesen sein, und zwar ein recht eifriges und gutes, sagt er.

Es tut gut, weil es ein Lob ist, aber dann bekomme ich gleich das Gefühl, halb umsonst hergereist zu sein. Den Brief habe ich überbracht, aber meine eigene Angelegenheit ist unfertig. Ich habe den Rest der Himmelsaufzeichnungen bei mir, doch Herr Halley interessiert sich dafür vielleicht gar nicht mehr. Immerhin bringe ich die Frage heraus, ob die Kalenderseiten, die ich geschickt habe, für etwas gut waren.

Ja, ich habe immer alles durchgesehen, wenn die Briefe kamen. Zum Spaß schickte ich auch neue Blätter, weil sich in einem so konstanten Material durchaus zufällig eine Abweichung und somit etwas Interessantes hätte finden können. Weil es in verschiedenen Nächten und vor allem bei verschiedenen Augen sogar beträchtliche Unterschiede in der Sicht geben kann. Die ersten Male habe ich wohl auch aus Interesse Vergleiche mit meiner eigenen Sternkarte des Zentaur-Bereichs angestellt, falls du aus Versehen in einer Nacht mit besonders guter Sicht etwas Neues an dem Stück Himmel bemerkt und mit der Tintenspitze gemacht hättest, als Zeichen für ein neues Objekt.

Herr Halley geht dazu über, viel über das Beobachten zu sprechen, und erzählt eifrig, was er als junger Mensch schon alles entdeckt hat, und obwohl er von sich selbst redet, habe ich zwischendurch das Gefühl, dass er mich lobt, dass ich es richtig und gut gemacht habe. Es ist nicht mehr so wichtig, dass er vielleicht nicht einmal die neuen Himmelsaufzeichnungen und die Anzahl der flatternden und vorbeisausenden Vögel

sehen will, auch die Menge der gegessenen Kerne und Körner kommt mir überhaupt nicht mehr wichtig vor, und ich brauche nichts zu erklären und für nichts um Verzeihung zu bitten.

Wie, um Himmels willen, kann jemand eine solche Übungsaufgabe weit weg jenseits des Meeres erfüllen wie einen echten Befehl und eine vernünftige Tätigkeit? Hat es dir nicht einmal deine Mutter untersagt?, fragt er dann aber doch.

Nein, meine Mutter hat mich gehen lassen, so wie es bestimmt war, bis Thomas verschwand und ich in einem Sack an den Abgrund gebracht wurde, antworte ich Herrn Halley. Ich rede immer noch im Sitzen, obwohl es nicht höflich ist und in keiner Weise richtig, dass man vor einem, der über einem steht, sitzt.

Wenn ich das im Kaffeehaus erzähle, eine solche Gehorsamkeit, das glaubt mir keiner. Oder ist es Dummheit und die Übertragung des Aberglaubens von der Gebetskette auf die Regeln? Du solltest doch nur das Observieren lernen und dich in der Kunst üben, die Augen sehender zu machen. Ist das wenigstens gelungen?

